

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

4.4.1920 (No. 14)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 14 Karlsruhe, Sonntag, 4. April 1920

Inhaltsverzeichnis: Verse von Goethe. — Otto Brauns Aufzeichnungen. Von Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grolman. — Zwei Gedichte von Otto Braun. — Karlsruher Künstlererinnerungen. II. Von Hans Gude. — Die Frau als Komponistin. Von S. Schweikert. — Aus der Baugeschichte von Schloß Gottesau. Nach einem Vortrag von Prof. Johannes Müller im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein. — Der Totenader. Von Hugo Wiebebach-Wolschlägler. — Frühling. Skizze von Hermann Essig t. — Mitternacht in den Bergen. Von Max Wittrich.

Die Zukunft decket Schmerzen und Glücke. Schrittweis dem Blicke, Doch ungeschreckt Dringen wir vorwärts.	Und schwer und schwerer Hängt eine Hülle Mit Ehrfurcht. Stille Ruhn oben die Sterne Und unten die Gräber.	Betracht' sie genauer, Und siehe, so melden Im Busen der Heiden Sich wandelnde Schauer Und ernste Gefühle.
Doch rufen von drüben Die Stimmen der Geister, Die Stimmen der Meister: „Verfümt nicht zu üben Die Kräfte des Guten.	Hier winden sich Kronen In ewiger Stille Die sollen mit Fülle Die Tätigen lohnen! Wir heißen euch hoffen.“	

Goethe.

Otto Brauns Aufzeichnungen.

Von Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grolman.

Das Buch: „Otto Braun. Aus den nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten“, herausgegeben von Julie Vogelstein (Bruno Cassirer, Berlin 1920) ist für die Erkenntnis des Wesens der allerjüngsten Vergangenheit, sowie für das Verstehen der Psychologie des heranwachsenden jungen Mannes von so großer Wichtigkeit, daß eine ausführliche Anzeigekritik nötig ist.

Otto Braun ist der Sohn von Dr. Heinrich Braun und der als Schriftstellerin in weiten Kreisen bekannten Lily Braun, geboren am 27. Juni 1897, verlebte seine Kinderzeit in Berlin, von Fürsorge der Eltern umhüllt. Erstausnahmslos früh zeigen sich des Knaben Interessen und geistige Fähigkeiten lebhaft, wobei der Ton hoher Geistigkeit im Elternhaus entschieden wirksam war. Ein Jahr war der Junge in der freien Schulgemeinde Wickersdorf eingegliedert, konnte sich jedoch dort nicht finden. In den Eltern zurückgekehrt, erhielt der seinen Altersgenossen vorausgeeilte Privatunterricht; zahlreiche große Reisen weiteten ihm die Seele. Im Jahr 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger ein, kämpfte im Osten und im Westen. Am 29. April 1918 fiel er bei Marceleuve im Nordosten Frankreichs, und ein schneller Tod rundete die Glückfülle eines durchaus hervorragenden Lebens.

Otto Braun hat von seinem siebenten Lebensjahr an Tagebücher geführt, in denen er sich kritische Rechenschaft abzulegen versucht über seine eigene Entwicklung und über die zu diesem Zweck vorgenommenen Handlungen und Arbeiten. Schon früh zeigte sich eine Art von schriftstellerischer, bald auch von bichterischer Begabung. Das obengenannte Buch macht es sich zur Aufgabe, aus diesem sehr umfangreichen Material, zu welchem auch noch über 1000 Briefe kommen, eine Auswahl zu treffen, dem Leben Toten ein Denkmal zu setzen. Diese Absicht ist mit Dank hinzunehmen, umso mehr, als die Art und Weise, als die Auswahl aus Tagebüchern, Briefen und Gedichten immerhin ein schönes und plastisches Bild gibt. Bevor ich es unternehme, in Kürze ein Fazit aus der Ueberfülle des Gebotenen zu ziehen, muß eine kritische Bemerkung nachdrücklich vorangestellt werden: Es handelt sich in dem vorliegenden Buch um eine „Auswahl“, getroffen von einer Dame. Frau Julie Vogelstein war Lily Brauns Freundin, und in einem letzten Brief rief die sterbende Mutter dem Sohn, sich dieser Freundin anzuvertrauen. Es ist also kein Zweifel, daß diese Freundin zum Auswählen mißbrauchen war, aber nicht allein mißbrauchen ist. Niemand kann, soll und darf eine Frau einen heranwachsenden jungen Mann in seiner Totalität erfassen. Das ist Sache vieler Männer. Ich hätte es lieber gesehen, wenn jene Auswahl nicht von einer Dame allein (die Mithilfe des Vaters bedeutet hierin wenig) getroffen worden wäre, sondern von zwei oder drei Männern, unter denen sich der Freund des Toten hätte befinden müssen. Dann wäre so manche Stelle der Punkte vollständig abgedruckt, manches andere wäre aber auch gar nicht wiedergegeben worden. Die gehaltvollen,

wenngleich etwas hochempfindsamen Einleitungen der jetzigen Herausgeberin möchte ich nicht missen. Sie bilden einen gewissen Ausgleich gegenüber dem durchaus männlichen Stil, den der Tote schrieb. So aber — wie die Auswahl nun vorliegt — muß man sie auf Treu und Glauben hinnehmen; ich bin überzeugt, daß die Herausgeberin das Beste gewollt und vollständig ehrlich und geradezu hat handeln wollen. Aber ich bin auch davon überzeugt, daß Otto Braun in vielem ganz anders war, als man nach dieser Auswahl annehmen soll. Damit meine ich durchaus nicht etwa das Wunderkindproblem. Frühreife Menschen gibt es zu allen Zeiten, nur daß eben ihre Aufzeichnungen nicht gedruckt werden. Ueber dem Geist des jungen Otto Braun lag die Gnade der Dinge, und es gibt demgegenüber nur Eines: teilnehmende Freude. Nein — es ist etwas anderes, was ich bedenklich finde. Zunächst ist wahrscheinlich, daß der Tote diese Veröffentlichung nicht gebilligt haben würde. „Reif sein“ und dann handeln — das verlangte seine antikistische Natur. Aber aus dem Reifen heraus geschrieben werden? Immerhin, ein Denkmal liebender Erinnerung ließ anders sich wohl kaum errichten. Sei es denn. Aber — e i n e s fehlt dem Buch, nicht dem Toten. Otto Brauns ganzes Wesen muß von einer unbeschreiblich warmen und starken Sinnlichkeit gewesen sein, von einer griechischen Klarheit und Sonnigkeit. Diese Sinnlichkeit ist, soweit sie sich sexuell darstellt, von der Herausgeberin retouchiert worden, und zwar zu Unrecht. Kein antik denkender Mensch will Rousseau'sche Entstellungen erleben. Dazu ist man zu einfach. Aber zwischen Rousseau'schen Erörterungen und dem, was aus den Aufzeichnungen in diesem Sinn weggelassen wurde, ist ein großer Unterschied! Denn hier herrscht jene sonnige, südlische, klare Reinheit, deren zahlreiche Ausdrücke und Ausbrüche der aus dem Leser zum Freund des Toten werdende Schmerzlich vermisst. Und doch ist dieser Gros so stark und eindringlich, daß er an vielen Stellen immer noch durchschimmert und den Verlust des Unterdrückten noch mehr empfinden läßt. Hätten Männer dieses Buch herausgegeben, es wäre vielleicht nicht besser, aber anders geworden. Uebrigens hätte dann auch sicher jene Photographie in Uniform und Kaskett gehakt, die doch keine Zierde sein soll und deshalb hier sinnlos ist, weil sie das Gesicht des Siebzehnjährigen verdeckt und verfälscht, wie es ja das Wesen jeder „Uniform“ ist, das Seiende einseitig zu zwingen. Viel erfreulicher ist das Bild des Zwölfjährigen. Die Kindlichkeit tritt hier allerdings und leider schon durchaus zurück und die langen Locken können kaum den herben, verschlossenen Zügen dieses Kindergesichtes ein wenig Weichheit verleihen. Schmerz und Wille! Es ist dringend zu hoffen, daß eine spätere Auflage eine für die Zwecke dieses Buches brauchbare Photographie des 17jährigen bringt und nicht eine solche, bei der so entscheidende Teile des Hauptes wie die Stirn und die Schädelrundung durch glitzernde Attribute verdeckt sind.

Also: die folgenden Versuche, jenen Toten ein wenig zu verdeutlichen, gehen alle nur von dem „Vorliegenden“ aus, oder vielmehr, sie versuchen, durch dieses Vorliegende hindurch zu dem Tatsächlichen zu kommen. Und dieser Weg ist schwer, aber schön. Weichenheit erstrebte der willensstarke Knabe. Nicht daß er sie gleich errungen hätte. Bis ins 14. Jahr hinein haben die

Tagebuchaufzeichnungen und vor allem die Briefe an die Freunde etwas Dratelndes, das sehr lustig ist. Der kleine, kluge Mensch mit dem schweren, vollen Herz läuft fast über vor Fülle und je nachdem die Lage gerade ist, überfällt er sein Objekt mit seinem eindringlichen Blick. Aber er ringt sich zur Bescheidenheit durch, und die Urteile, die er später fällt, sind so einfach und fast ausnahmslos so richtig, daß die etwas unflug gewählte Wendung des Untertitels „... eines Frühvollendeten“ im wesentlichen entschuldigt werden kann. Otto Braun würde zu diesem Titel wohl gänzlich geschwiegen haben. Denn niemand ist früh- oder spätvollendet. „Jeder Mann kann komplett sein, wenn er sich im Kreise seiner Fähigkeiten bewegt“ (Goethe). Alles andere ist Etikette, die man einem jeden aufleben kann, ob es zutrifft oder nicht. Hier aber rang zunächst ein Junge, den Kreis seiner Fähigkeiten kennen zu lernen. Und zu diesem Zweck las er auch. Er las nicht ausschließlich, und das trennt ihn von den „Wunderfindern“. Er blieb naturfroh, war ein kleiner Waldläufer, schaute den Wolken und der sinkenden Sonne nach und die Götter liebte ihn dafür und stiegen in langem Zug zu ihm herab, Aphrodite voran. So kam ein großes Wunder zustand: dem jungen Mann erstand früh die ganze antike Welt, der Mythos war ihm lebendig und machte ihn kräftig. Erspart blieb ihm nichts. Alle Triebe durchwühlte seine Brust, aber über allen stand ein fester Wille, schicksalsbejahend und der Götter froh. So konnte ihm auch die umfangreiche Lektüre nicht schaden. Und was hat dieser Knabe nicht alles gelernt und gelesen. Ohne zu büffeln, freiwillig aus sich heraus ging er instinktiv in Methode vor und konnte schon früh weiter hinausgreifen. Es ist ein Fehler der Herausgeberin, daß sie nicht sich kritisch auseinandersetzte mit den Erziehungsmethoden, welche Eltern und Erzieher dem Knaben angeeignet ließen. Vieles, was Otto Braun niederschreibt, hat er irgendwo gehört oder gelesen und notiert es sich uns. Der Herausgeberin ist dies offenbar entgangen. Aber schön ist die Stelle im Buch, wo das Eigene zu überwiegen beginnt und wo es schließlich dann nur noch eigenes ist. In einem großartigen Schwung ändert sich hier die Blickstellung des Jungen, Stil und Diktion. Über etwas anderes ist noch schöner. Ich deutete wiederholt Otto Brauns antik gerichteten Wesen an. Er war aber deutsch, insofern, als er sich — ähnlich Hölderlin — zwischen Hellas und Deutschland (und was für einem!) auszugleichen hatte. Der starke Wille und die tiefe, verschwiegene Fülle inneren Leides paaren sich in dieser Seele, und so konnte es dann auch kommen, daß er als Kriegsfreiwilliger hinauszog, sich zunächst durch die Etappe an die Front durchkämpfte und dort wirken durfte, wie er es sich geträumt hatte, erst lernend, dann Führer. Und dann ist er gefallen, nicht etwa, weil die Götter neidisch waren, sondern weil irgend einer von ihnen, Apollo wohl, sich den Freund zu sich holte, auf den er schon lange gewartet hatte, den Gespielen Hyacinthos etwa oder sonst einen aus der Knabenschar des griechischen Mythos.

1897 ist Otto Braun geboren. 1908 schrieb er aus dem verhafteten Wickersdorf an die Mutter: „Ich war aber ruhig, sprach wenig, las viel und beherrschte mich. Wenn ich mich gehen lasse, ist es meistens nur ein kleiner Schmerz, bei dem ich es nicht für nötig erachte, mich zu beherrschen und bei dem ich gern Theater spiele (S. 28). 1913 steht im Tagebuch: „Wer von trübem Wetter, antipathischen Menschen, von langem Durchwandern freundloser Straßen, vom Anblick häßlicher Bilder oder von der Lektüre irgendwelchen Schundes sogleich verärgert, verstimmt, dumm oder unzufrieden wird, steht auf einer niedrigen Stufe des Willens und des Charakters. Sein inneres Gewicht ist noch so schwach, daß es bei jedem Anstoß nachgibt. Freilich mag mancher groß veranlagte Mensch, kein Genie (!) auf dieser Stufe stehen geblieben sein. Auf alles Schöne federleicht zu antworten, alles Häßliche aber wie Wasser an mir ablaufen zu lassen, soll mein Ziel sein“ (S. 101/102). 1915 heißt es dann: „Das Wort ‚genüge dir selber‘ bedeutet mir, daß ich nicht in allem und jedem vom Urteil, von der Sympathie anderer abhängen, daß ich meinen Stolz und mein Gleichmaß in mir trage, aus mir selbst heraus lebe und im Streit der andern ruhig und sicher bleibe. Dies habe ich teilweise erreicht, und wenn ich mir noch nicht ganz das unvornehme Verhalten meines brennenden Interesses an Allzuvielen abgewöhnt habe, so bin ich doch auf dem Weg, es in die genau entsprechenden Schranken zurückzuweisen. In diesem Sinn bleibt das ‚genüge dir selber‘ zu Recht bestehen. Niemals aber werde ich dieses Wort der Mahnung zu der abgeklärten, mir durchaus verhafteten Ruhe des Stoikers auffassen, da ich in ihr das Zeichen einer epigonischen Zeit erblicke. Denn der wahrhafte Mann und das starke Volk haben Leidenschaften und ringen mit ihnen, und sie schmieden sie unter dem sauchenden Feuer der Eise um zu ihren Freundschaften, wie Nietzsche sagen würde.“ (S. 128.) Desgleichen 1915: „Ich habe jedoch eine hübsche Kruste mir zugelegt und eine Fassade davor errichtet, da brodelts nun drinnen, und ich weiß manchmal selbst nicht, was es soll. Ich bin aber immer sehr gläubig und vertrauend, und es ist gut so, daß jetzt alles ruhen muß. Sehen Sie doch selbst, welche Wirren entsteht, wenn ich einmal etwas hervorbrehen lasse.“ (S. 143.) Und 1917 während eines Heimaturlaubes heißt es: „Ich werde nicht nach außen leben, wohl aber für die Welt. Nicht individualistisch verkapfelt. Innen aber werde ich eine unberührte Seele tragen und einen Gott, von dem wenige nur zu wissen brauchen, der aber, wenn ich dahin bin, um so heller leuchten wird.“ (S. 197.) Die wichtigste Stelle des ganzen Buches möge man selbst nachlesen (S. 203), jene, wo er

von seiner grenzenlosen Anbetung des Schönen spricht. Braun hat jenes Wort Nietzsches tätig und entsagend bewährt: „Aber gerade dem Helden ist das Schöne der Dinge schwerstes. Unerringbar ist das Schöne allem heftigen Willen.“ (Barathustra II, von den Erhabenen.)

Ich übergehe Brauns Entwürfe politischer Natur. Er befand sich noch im Stadium der Vorbereitung dazu und es ist nicht gut, eine Knospe zu zerpflücken. In anderen Dingen, vor allem literarischen, soll diese Zurückhaltung fallen. Denn in diesen spricht Fertiges zu uns¹⁾ und Förderndes. Otto Brauns Geist bewegt sich in einer schönen Linie, die die Griechen, die das deutsche Mittelalter. Zwischen diesen Polen schlägt der Pendel. Den Griechen war er innerlich näher, deshalb, weil Braun den Wert der Form verstand (S. 156, 167). Dem deutschen Mittelalter, der mittelhochdeutschen Lyrik etwa naht er von diesem Gesichtspunkt aus, und deshalb beglückt sie ihn. Er will offenbar nichts davon wissen, daß hier der deutsche Geist sich in welschen Formen versing. Sein Lob über die Minnesänger oder gar über die Epiker (z. B. Hartmann) ist einseitig. Erstauulich ist Brauns Verständnis für Nietzsche und — zu guter Letzt — Hölderlin. Seine Ansicht über den Hyperion z. B. gehört zum Besten, was darüber je gesagt wurde: „Ich habe jetzt den Hyperion wieder gelesen und wenn auch mit hohem Entzücken, so doch nicht mit uneingeschränktem Ja sagen und dem Gefühl absoluter Vollkommenheit, das ich gegenüber der Mehrzahl von Hölderlins Gedichten habe. Es sind Stellen darin, sowohl in dem Kapitel der Freundschaft wie der Liebe, mehr noch der Stellung zum Leben, wo er, meiner Empfindung nach, dem damals modischen Ueberschwang und dem Sich-hinein-Neigern in den Schwall der Worte verfällt“ (1917, S. 205)²⁾. Ueberraschender noch, als dieses, ist die unglückliche feine und richtige Kritik, die er über das so sehr überschätzte Buch Gundolfs: Goethe niederschreibt (182). Ähnlich werivol ist sein Versehen des Schiller (Goethe-Briefwechsel). Die Äußerungen hierüber mögen wiedergegeben sein, da sie für Brauns Wesen, Ausdruck und Methode typisch sind (S. 191/192): „Goethe-Schiller-Briefwechsel begonnen. Es ist über die Mäcker schön, wie hier zwei größte und so verschiedene Wesen völlig bewußt, beinahe absichtsvoll und doch aus der tiefsten Notwendigkeit und dem sichersten Instinkt ihrer begnadeten Naturen heraus, zu einander schritten. Das Ganze wirkt wie ein Wunder und kann einen bis zu Tränen rühren. Gerade am Anfang dies zögernde, noch verschleierte, aber schon brünstige Erwachen der Freundschaft, die Beglücktheit des Einander-Erkennens, vom ersten Augenblick an das Bewußtsein, nun beginnt ein neues Leben. Merkwürdig auch, daß Schiller viel mehr der Schenkende ist. Goethe mag am Anfang in einem Rausch gewesen sein wie Catull in jenem herrlichen Freundschaftslied:

atque illic abii tuo lepore
incensus, Licini, facetiisque
ut nec miserum cibis iuaret
nec somnus tegetet quiete ocellos,
sed toto indomitus furore lecto
versarer cupiens videre lucem,
ut tecum loquerer simulque ut essem.“³⁾

Dieses Fragment über Otto Braun darf nicht mehr als andeuten, hinweisen. Es soll zeigen, wie groß der Verlust ist, den der deutsche Geist mit dem Tod dieses jungen Mannes erlitten hat. Aber es soll auch anregen, an der großen und reinen Freude teilzunehmen, die durch die Auswahl aus seinen Aufzeichnungen gegeben wird, demjenigen, der zwischen bzw. jenseits der Zellen zu lesen versteht und gewillt ist. Hier soll nicht verschwiegen werden, daß sich in dem ganzen Buch fast keine Bemerkung Otto Brauns über englische oder französische Kultur, Literatur und bildende Kunst findet. Es ist nicht anzunehmen, daß der Gründlich-Vielseitige an diesen doch wichtigen Erscheinungen teilnahmslos vorübergegangen sein. Man erwehrt sich nicht des Eindruckes, als ob die „Auswahl“ hier einseitig getroffen worden wäre. Das Buch kann ein jeder lesen. Man muß nicht etwa glauben, daß hier Gelehrtentum sich irgendwie vordränge. Nein, die schöne und reine Menschlichkeit des Toten spricht eine andere Sprache, die ein jeder verstehen kann, der sich noch nicht von

¹⁾ Aus meinen Tabellen teile ich folgende kleine Auswahl mit: Goethe: S. 33, 55, 115, 163, 164, 167, 191 ff., 201, 214. Schiller: 33, 191 ff., 196, 218. Deutsche Literatur: 27, 33, 34, 35 (200), 43, 65 (200), 112, 127, 143, 167, 180, 190, 196, 199, 200, 212, 216. Antike überhaupt: 70, 73, 81, 85, 87, 103, 160, 163, 185 (208). Homer: 70, 80, 81, 89, 107, 159. Dämonion: 40, 86, 91, 169, 206, 208. Nietzsche: 35, 41, 44, 151, 162, 165, 166, 205, 207. Hölderlin: 116, 117, 129, 151, 164, 195, 205. Platon: 85, 197. van Gogh: 49, 86, 88, 100. Winkelmann: 170, 210, 211. Historiographie: 45, 65, 69, 70, 87, 92, 168, 170, 188, 189, 198, 206. Mythik: 36, 37, 38, 57, 70, 90, 143, 180, 205. G. Simmel: 136. Religion: 70, 72, 105, 142, 143, 160. Cross: 97, 101, 106, 108, 113, 138, 203. Ariea: 69, 126, 127, 151, 179, 217. Naturgeschichte: 84, 158, 204, 207. Städte: 46 ff., 85 ff., 192, 195, 209, 210, 213. Staatsmann: 35 (166), 84, 155, 156, 168, 202. Romanistik: 162, 167, 190, 200 ff. Platen: 190. Schickel: 83, 218. Riffel: 143. Jugend und Alter: 40, 45, 71, 85.

²⁾ Die seelischen und ähneren Gründe Hölderlins in dieser durchaus richtig erachteten Tatsache kann man in meiner Hyperionanalyse (Marlsruhe 1819), kritisch darzustellen, auffinden.

³⁾ Catull, 50. Gedicht (an Licinius Calvus) deutsche von Theodor Schell (Berlin 1855) wie folgt:

„darum eino ich hinwa, entbrannt von deinem Scherz, Licinius, deines Geistes Blüten, daß nicht Speise dem Armen munden wollte, noch in Ruhe der Schlaf betina die Augen, sondern ichier verückt im ganzen Welt ich mito untrüfete, leufend nach dem Frührot, wo ich wieder dich sah' und reden hörte.“

Schwäche und der Traurigkeit der Welt hat verderben lassen. Das gleiche gilt von den Gedichten, die dem Buche mitgegeben worden sind und von denen zwei hier voranstehen. Otto Braun ist seinem Ideal, einem kommenden Hellenentum, ein echter Vorläufer gewesen, für das Werden des klassischen Menschen hat er ein tätiges Vorbild gegeben; wie er selbst sagt: „und darauf wird es ankommen, ob das deutsche Volk einst stark und jung genug sein wird, aus sich selbst eine neue Kultur und Kunst zu gestalten, wie Goethe sie vorbildlich geschaffen hat, und nicht durch allerlei Seitensprünge und Schwächlichkeiten schmählich stecken bleibt“ (1912. S. 86). Und ferner: „Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist: Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt . . . Unfug ist es, sein eigens Sein bewußt zu einem Vorbild machen zu wollen. Denn dies ist recht eigentlich die Krone und das Letzte. Das Letzte aber wird nicht im Kampf errungen, sondern es kommt dem Absichtslosen wie ein freiwilliges Geschenk der Götter. Alle letzten Dinge sind einem heftigen Willen unerreichbar. Das vollkommene Menschwerden bis zur Vollendung des Daseins, das ist nur in einem möglich, in der vollkommenen und göttlichen Liebe“ (1917. S. 206/207).

Braun hat viel Leid erlitten. Das größte war wohl beim Tod seiner Mutter, als er aus dem Feld heimkehrte, von widersprechenden Telegrammen erregt und wie es dann doch: aus — war, beim Tod der Frau, der er zum 50. Geburtstag in einem langen Briefgedicht unter anderem folgendes geschrieben hatte:

„Den Götter lieben, sagen sie, stirbt früh.
Du glaube mir, wen sie von Herzen lieben
dem leihen sie des Lebens heißes Maß,
und trank er's aus, so streichen sie ihn sacht.
Dann blicket er gereinigt und gesüßt,
selbst heinath Gott, auf das geliebte Land
und endet spät sein Leben in der Schönheit.“
(1915. S. 146.)

Über das Schönste im Leben war für Otto Braun die Natur. Es ist unsäglich bezeichnend, daß seine erste Liebe dem Badersee in Oberbayern gilt (1909. S. 32). Und beim letzten Urlaub in der Heimat war er nochmals dort (1917. S. 207), an dem See, „der ja nie zufriedert und seine göttlich-grüne Durchsichtigkeit vollkommen bewahrt. Es war über die Massen phantastisch und für mich ungemein rührend. Hier habe ich doch die schönsten Zeiten meines jungen Lebens verbracht.“

Einmal im Leben steht jeder Mensch auf dem Höhepunkt. Einmal im Leben sind alle Linien des Lebens in Schönheit vereinigt. Niemals kehrt man dahin zurück, aber diese Wende des Lebens bleibt die letzte Hoffnung und das leuchtendste Bild. Otto Braun erlebte das in Florenz am 17. Mai 1913 (S. 97): „Mittags in Fiesole. Es war ein göttlicher Tag. Nach dem Essen ging ich in die Weinberge und legte mich nackt in die Sonne. Selten habe ich ein solches Gefühl von Glück, von Wonne empfunden. Alle Olympier stiegen herab, voran Aphrodite; trotzdem, nein deshalb, macht es unglaublich rein, freudig und schön.“

Zwei Gedichte von Otto Braun.

Anrufung.

Euch Bäume lieb ich, schlante und biegsame
Gefährten meiner Träume, windumspielt,
windverweht nicht, die ihr voll sicherem,
voll stetem Wachstum hoch zu den Stürmen steigt,
die Nahrung trinkend aus der scholligen Erde.
Breitet aber ihr weitspannend die Kronen aus,
stolz, gelassene, ragt hoch ob den andern, dann
schattet, rühmet und schützt treu ihr die warme Mutter,
die eure breiten Wurzeln noch im Schoße trägt. —

O laßt mich wachsen wie die Bäume, Götter,
aufblühen wie die Blumen, laßt mich knospen
und öffnen mich im Juni, von der Sonne
erglüht und heiß, vom Regen naß, vom Wind
samenumgossen, laßt wie eine Blüte
des Nachts mich meine Kelche schließen, schüttet
des Morgens Tau, des Vorfrühjahrs Sturm
auf meine wachen Wimpern, gebt, o gebt,
daß blißgetroffen ich der Eiche gleich
auflobernd untergehe oder auch
wie eine Blume meine reifen Samen,
indes ich kniee, in die Acker säe. —

Sonnenuntergang.

Ganz silbern war der Aether und so zart,
daß selbst die leisen Rüsse des Geästes
in schwanker Birke oder schwarzer Buche
dem Blick sich boten; doch die violetten,
gedehnten Wolken überm Firmament
verharrten schweigend, und der Kiefern Wache
stand regungslos mit aufgestütztem Speer.

Der Himmel flammte nieder gold und rot,
ein wenig Wind durchbrach die kahlen Eichen,
und mit der königlichen Nacktheit Zeichen
stieg Helios gelassen in den Tod.

Karlsruher Künstlererinnerungen.

Von Hans Gude.

Aus dem Norwegischen überlezt von Carén Tessina.

II.

Im Herbst 1865 wurde ein literarischer Verein gegründet, dem sich hauptsächlich die Männer anschlossen, die ich schon nannte; zu ihnen traten noch einige andere, darunter der Freiherr von Roggenbach, der damals gerade Staatsminister war und eine in Deutschland vielbeachtete politische Rolle spielte. Ich hatte ihn eben erst bei einem kleinen, intimen Diner, zu dem er mich mit Lessing und Gustav Freytag eingeladen hatte, kennen gelernt. In diesem Klub bekam man viele interessante Vorträge zu hören, die häufig zu lebhaften Diskussionen führten. Ich fühlte mich wohl wie Saul zwischen den Propheten; da indessen jeder etwas beitragen mußte, machte ich eines Abends einen kleinen Bericht über Kierteegaards „Entweder — oder“ und eine Übersetzung des Abschnitts, der von Mozarts Don Juan handelt. Es war ihnen alles etwas Neues, das sie lebhaft interessierte, und ich fand viel Anerkennung für meinen Fleiß. Die Gründung der Gesellschaft fiel in die Zeit der schwülen Vorahnung des preussisch-österreichischen Krieges, der Klub galt als preussisch gesinnt und man verdächtigte ihn geheimer politischer Antriebe, was gar nicht der Fall war. Er war vollkommen harmlos, bestand aber allerdings aus denselben Männern, die später die Wiedergeburt des Deutschen Reiches auf das wärmste begrüßten.

Einer von denen, die am meisten zur Unterhaltung und Erheiterung in unserem Freundeskreise beitrugen, war der junge Anton von Werner, der aus Verehrung für Schroedter und seine Kunst nach Karlsruhe gekommen war und schon damals ein vielseitiges und reiches Talent offenbarte, mit dem sich unglaublich viel Fleiß und Arbeitskraft paarten. Er war einer unserer stärksten Trümpfe im Spiel gegen die andere Partei, unermülich in der Erfindung von allerhand Belustigung und Unterhaltung bei den Sonntagnachmittagen, wo der ganze Kreis sich abwechselnd in den drei Häusern beim Kaffee traf und oft bis spät in die Nacht beisammen blieb. Er gab sich auch nicht mit Kleinigkeiten ab, hatte gerade das Neueste von Meyerbeer in Paris gesehen — die Afrkanerin — errichtete also in meinem Atelier eine Bühne und führte eine Parodie auf mit Musik, Kostümen und allem Drum und Dran, die stürmischen Beifall erntete. Dabei war er ein ausgezeichnete Cellist und veranstaltete in seinem Atelier Quartette, bei denen der junge Bildhauer Lessing, später unser Schwiegersohn, Violine spielte. Wir waren auch sonst kühn genug, Gesellschaften zu geben, die mehr comme il faut waren, so z. B. einen großen Maskenball, der glänzend ausfiel. In der großen Amtswohnung hatten wir ja auch herrlich Platz für dergleichen und, was wichtiger war, in der paar Jahren hatten meine Finanzen einen Aufschwung genommen, der etwas Übermut erlaubte — ich sage etwas, denn wir hielten uns beide in vernünftigen Grenzen, damals wie immer. Als ich seinerzeit Wales verließ, war so gut wie alles, was ich in Düsseldorf zurückgelassen hatte, durch das teure englische Leben aufgebraucht, und ich konnte in Karlsruhe von neuem anfangen. Einem edlen Kunstfreund, den Amerikaner Longworth aus Cincinnati, verdanke ich hauptsächlich die Wendung zum Bessern. Er besaß schon mehrere Bilder von mir und verschaffte mir auch Aufträge von dortigen Freunden. Als unsere kleine Besiß geboren wurde, war ich gerade dran, ein Bild für ihn zu vollenden und schrieb ihm, wenn es ihm gefallen sollte, so wäre dieses kleine Wesen Schuld daran, denn etwas von meiner Freude über diesen neuen Schatz wäre wohl auf das Bild übergegangen. Ich bekam eine reizende Antwort darauf, voller Herzenswärme, und in dem Briefe lag ein amerikanischer Bon für 400 Dollar, den ich für einen Braut-

schleier anlegen sollte, wenn meine Tochter einmal Hochzeit halten sollte. Das ist dann auch seinerzeit geschehen, wieweil das kleine Kapital zu sehr angewachsen war, um nur einen Brautschleier davon zu kaufen.

Meine Mutter kam auf mehrere Wochen zu Besuch und freute sich an unserm neuen Heim; sie war ja auch zusammen mit meinem Vater bei uns in Düsseldorf zu Gast gewesen. Wir hofften, sie längere Zeit bei uns zu behalten, aber es zeigte sich bald, daß alles anders war, als sie es gewohnt war; besonders störte sie die fremde Sprache.

Meine Landschaftsateliers waren in den sechzehn Jahren, die ich in Karlsruhe verbrachte, stets überfüllt, und ich fand also Gelegenheit genug für meine Lust am Lehren, die ich von jeher hatte. Nach und nach sammelten sich immer mehr Scandinavier, besonders Norweger, in der Kunstschule, darunter recht bedeutende Talente, die der Kunstschule die größte Ehre machten, abgesehen davon, daß sie nicht zum wenigsten beitragen, unser Zusammensein zu beleben. Ich nenne unter ihnen die Figurenmaler Chr. Krogh, Eilif Peterfen, Grönvold, Hans Dahl, die Finnländer Kleinch, Munsterhjelm, Lindholm, die Norweger Grimelund, Sinding, Joh. Nielsen, Carl Nilsen, Thantow, Hansteen, Wjsteen, Dijen, Smith Halb, Schoven und ganz kurze Zeit Kitty Kjelland. Sinding lernte seine spätere, reizende Gattin in unserm Kreis kennen, wo auch die Hochzeit zu unserer großen Freude gefeiert wurde. Es war eine arbeits- und zukunftsreiche Zeit; diese Künstler hielten auch, was sie versprochen.

Wo viele ihres Zeichens zusammen hausten, fehlt es nicht an Festlichkeiten, wenn die Mittel nur einigermaßen ausreichen; wir hatten also öfters Kostümfeste, an denen unsere Landsleute eifrig teilnahmen. Ich sagte, wenn die Mittel ausreichen — aber es ließ sich auch ohne Mittel machen. Das hatten Wiener Künstler herausgefunden, als sie den sogenannten „Gschnasball“ einführten. „Gschnas“ ist ein unübersetzbares Wort, das am ehesten allerhand Krimskrams bedeutet, wie man dergleichen in einer Polsterkammer findet. Um zu erklären, wie so etwas gemacht wird, will ich die Husarenuniform meines Sohnes Erik beschreiben: die Schnüre waren aus geflochtenem Stroh, die länglichen Schnürendüppel aus alten Farbentuben, die Säbeltasche war eine alte Palette, die Sporen Aquarellschälchen und der Säbel ein unternatürlich großes Palettmesser. Einen derartigen Fastnachtsball, der sehr lustig ausfiel, beehrte auch der Großherzog mit seiner Anwesenheit.

Die Reisen nach Norwegen wurden der vielen Kinder wegen zu schwierig, so daß sie nicht mehr alljährlich unternommen werden konnten. Allerdings hatten wir schon unsere zwei ältesten Jüngens nach Christiania geschickt, damit sie norwegische Erziehung und Schule genießen sollten; das konnten wir mit umso ruhigerem Gewissen tun, als mein Schwager Theodor Kjerulf und seine Gattin Agnes sie liebevoll in ihr Haus aufnahmen. Wirkliche Eltern hätten das nicht mit größerer Aufopferung und mehr Herzenswärme durchführen können, als sie in all diesen Jahren bis zu der Beendigung der norwegischen Studien. Niemand hat je in größerer Dankesschuld gestanden als wir diesen lieben Freunden gegenüber.

Im Jahre 1867 mußten wir also einen nicht zu weit entfernten Sommeraufenthalt suchen, und dem Wasser zuliebe wählte ich Chiemsee in Bayern, das ich schon von meiner Reise von 1856 her mit Holmberg zusammen etwas kannte. Dort verlebten wir einen herrlichen Sommer zusammen mit Helene Stromeyer auf der allen Landschaftsmalern wohlbekannten Fraueninsel, die nach einem alten, noch blühenden Nonnenkloster den Namen führt. Sie ist unzweifelhaft malerisch und verdient ihren Ruf, sie nicht an Umfang nicht mehr als eine halbe Stunde. Der Strand ist mit kleinen Fischerhütten besetzt, vor deren Türen im Schilf uralte Einbäume liegen, Boote, die aus dicken Baumstämmen gehöhlt sind. In der Mitte der Insel liegt die berühmte Gruppe ebenfalls uralter Lindenbäume und in ihrem Schatten das Wirtshaus mit Bänken, auf denen man abends so gemütlich mit andern glücklichen Malern zusammensitzen und ein gutes Glas bayrisch Bier trinken kann. Wie schön sahen die grauen Mauern des Klosters aus, wie herrlich klangen Glodengeläute und Chorgesang der Nonnen über den weiten See, die schon manchem Verirrten den richtigen Weg wiesen. So ging es auch uns einmal. Wir hatten Besuch von der ganzen Schroedlerschen Familie und fuhren mit Booten über den See bis an den Fuß der Berge, von wo wir zu einer Sennhütte emporstiegen, um die prachtvolle Aussicht über das endlose Tiefland gegen Norden zu genießen. Bei der Rückkehr verspäteten wir uns; als wir zu den Booten kamen, war es dunkel, und ein fürchterliches Gewitter brach los mit Sturm und gewaltigem Wellengang. Es war nicht sehr heiter. Das Wasser schlug alle Augenblicke in die Röhne, und als ängstliche Stimmen die Anderen fragten, ob wir vielleicht kentern könnten, bekamen wir die tröstliche Antwort: das hätte keine Gefahr, die Einbäume könnten nicht kentern mit ihrem dicken Boden, aber hinausgeworfen könnten wir wohl werden. In dieser Nacht war es ein wahrer Segen, die Gloden von der Fraueninsel zu hören und die Lichter der Fischerhütten zu sehen.

Wir saßen oft mit ganzen Scharen von Münchener Malern unter den Lindenbäumen beisammen, u. a. auch mit dem berühmten Schleiß und seinen Freunden. Ich wunderte mich darüber, daß sie nie arbeiteten, nur ruderten oder sich mit einem kleinen Skizzenbuch herumtrieben, worin sie mit weichem Bleistift Stimmungen notierten. Sie beschäftigten sich meist mit ihren Pfeifen oder gaben vernichtende Urteile über Künstler ab, die andern Ansichten huldigten wie sie selbst. Ich merkte auch deutlich genug, daß ich ihnen ein willkommener Gegenstand für ihre heitere Spottsucht war, die sich nie bössartig äußerte, sondern ein gewisses gemütliches süddeutsches Gepräge trug. Sie sprachen sich denn auch darüber aus, besonders Schleiß, wie es möglich sei, in dem unaussprechlichen Sonnenschein zu malen? — Nein, sie waren für Stimmungen. Ich versuchte meine Gründe anzuführen, daß Sonnenschein auch seinen malerischen Wert hätte und auch darin sich die Naturschönheit offenbarte, besonders hier, wo die fernen Berge einen solchen Reichtum an schönen Formen boten, wie man ihn selten finde. Aber nein, es half nichts, Sonnenschein durfte nicht gemalt werden, und meine Studien waren weggeworfene Arbeit. Ich mußte an die vielen Bilder von Schleiß und andern Malern dieser Münchener Periode denken, die ich auf allen Ausstellungen gesehen hatte; es waren Stimmungen, eine wie die andere, mit derselben blaugrauen Luft, denselben dunkelblauen Bergen, dem dunkelgrünen Wald mit dem rotbraunen, hingewickelten Vordergrund, dem bequemen Mangel an Formen — und ich blieb bei meiner Ansicht, ohne mich an den Spott zu kehren.

In dem Sommer fing ich erstlich an, die Wirkung von Figuren draußen in der freien Luft zu studieren und malte mehrere solche Studien mit Hilfe von Fräulein Stromeyer, die die Leute dazu brachte, mir Modell zu stehen, wozu ich viel zu schüchtern war. Meine Frau zog sich auch das Kleid eines Fischer Mädchens an und, als sie mir mehrmals Modell gestanden hatte, war es nicht mehr schwierig, andere dazu zu bewegen. Seit der Trennung von Lidemand hatte ich es außerordentlich vermisst, nicht solche Landschaften malen zu können, die sich für eine bedeutende Staffage von Figuren eigneten. Ich erhielt Stoff für eine Menge Bilder, in denen das Wasser und das Leben der Fischer das Beherrschende waren. Von diesen kam das bedeutendste mit großen Figuren 1868 in die Kaiserliche Akademie-Galerie in Wien.

Wir waren diesen ganzen Sommer mit allen Kindern am Chiemsee, ausgenommen die beiden Jüngens, die in Christiania waren.

Im Jahre 1868 hielten wir uns noch näher bei Karlsruhe, nämlich im Elsaß auf, erst kurze Zeit als Gäste bei v. Türckheim auf ihrem Gut bei Barr, während wir später im Nonnenkloster St. Ottilien Wohnung nahmen, das hoch oben auf einem Berge liegt und bei klarem Wetter eine überwältigende Aussicht über das ganze Rheintal bis zu den Schweizer Bergen bietet. Das Kloster hat von allen Zeiten her das Recht oder die Pflicht, Gäste zu beherbergen; natürlich waren es früher Pilger. Es wurde auch noch etwas auf Regeln gehalten, man mußte um zehn Uhr zu Bett gehen und lärmende Lustigkeit wurde nicht geduldet. Die Nonnen, sogar die „Frau Mutter“, die Priorin, stammten aus Bauerngeschlechtern und sprachen starken oberheymischen Dialekt. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen und bestanden aus den derbsten Gerichten. Das Plateau auf dem Berg war von dicken Mauern eingeschlossen, Überreste von den vielen besetzten Lagern gegen die Alemannen. Das Kloster selbst lag nicht so, daß man es malen konnte, da die eine Seite dicht an den Abgrund steiler Felswände grenzte, während die andere von hohen Mauern verdeckt war, wenn man außerhalb stand. Indessen war die Pilgerstraße, die herauf führte, mit ihren moosüberwachsenen Steinblöcken, ihren alten Bäumen und dem üppigen Gesträuch mit Ephen und wildem Wein in hohem Grade malerisch. Da machte ich auch die meisten Studien, die später zu fertigen Bildern ausgeführt wurden. Die Gegend war voll stattlicher, alter Ritterburgen, aber auf diese ließ ich mich nicht ein.

In allen diesen Jahren wurden, besonders von dem vorerwähnten Canon, Versuche gemacht, uns zu stürzen, aber diese nahmen ein unerwartetes Ende. Eines Tages bekam ich einen höchst überraschenden Besuch von Canon. Ich war mehrere Jahre hintereinander zum Direktor der Kunstschule gewählt worden, und der Besuch galt mir als solchem. Er kam in außerordentlicher Aufregung und teilte mir mit, daß er eben eine Herausforderung zum Duell von einem Schweizer Herrn erhalten habe. Ich sagte ihm, daß ich so etwas nicht erlauben könnte und daß es meine Pflicht sei, es zu melden und zu verhindern; er mußte das ja wissen, da er in dergleichen sehr bewandert war. Weiter bemerkte ich, daß ich vorziehen würde, den Streit gütlich beizulegen, und schlug ihm eine Zusammenkunft mit Herrn X an einem dritten Ort, etwa im Atelier von Professor Diez, vor, der sicher darauf eingehen und X dazu überreden würde. So wurde es denn verabredet, und eine Stunde später, als X, Diez und ich versammelt waren, kam auch Canon herein, ging aber geradewegs auf X los, gab ihm einen Schlag auf die Schulter und sagte: „Nehmen Sie dies als einen Schlag von mir“, worauf X in der

ungezähmtesten Wut auf ihn losstürzte und es uns nur mit der äußersten Anstrengung gelang, einen brutalen Zusammenstoß zu verhindern. Unterdessen entfernte sich Canon. Ich konnte nun nichts weiter tun, als die Sache verfolgen, um, sobald ich etwas von dem Duell auf Leben und Tod, das die unausbleibliche Folge schien, hören würde, es zu melden. Denn was hätte Canon sonst im Sinne haben können? In den nächsten Tagen wurde erzählt, daß X eine neue Herausforderung mit Innehaltung aller Formen und auf gezogene Pistolen an Canon geschickt, dieser sie aber abgelehnt habe. Mehrere Tage darauf brachte Canon seine Gattin zur Bahn (es war das erste Mal, daß wir von ihr hörten) und gerade, als sie Abschied genommen hatten und der Zug sich in Bewegung setzte, erschien X plötzlich, stürzte sich auf Canon und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Seine Frau sah dies noch vom Wagenfenster aus und fiel in Ohnmacht, die Eisenbahnbeamten nahmen Herrn X fest und damit war alles vorbei. Canon blieb noch längere Zeit in Karlsruhe, ich glaube mehrere Monate, aber ohne sich irgendwo zu zeigen; ich selbst sah ihn nie mehr.

Als wir im Herbst 1870 von einer österreichischen Reise nach Karlsruhe zurückkehrten, hatten sich inzwischen große Ereignisse vollzogen. Wir wohnten ja nahe an der französischen Grenze, und der Krieg und was dazu gehört, nahm alle unsere Gedanken in Anspruch. Wir hatten fortwährend Einquartierung, besonders von Verwundeten, für deren geistiges und leibliches Wohl gesorgt werden sollte. Unter dem Kommando eines früheren Offiziers von Ragened wurde ein Sanitätskorps gegründet, das sich aus Bäckern aller Stände rekrutierte, worunter wir Künstler sehr stark vertreten waren, nicht weniger das Polytechnikum mit Professoren und Studenten. Wir standen vollkommen unter militärischer Disziplin, und das war auch notwendig, wenn wir von Nutzen sein wollten. Trotzdem es tagaus und tagein durch den ganzen Winter mit dem Transport von Verwundeten und Kranken von und nach den Lazaretten genug zu tun gab — und darin bestand ja unsere eigentliche Beschäftigung — war der Anteil des einzelnen doch nicht sehr groß, da das Korps aus ungefähr hundert Mann bestand. Jeder von uns konnte auf eine Nachtwache und vielleicht zwei Tagesdienste in der Woche rechnen. Die Nachtwachen waren auf der Eisenbahnstation, wo für uns und zum vorübergehenden Aufenthalt von Verwundeten Baracken errichtet waren. Da lagen wir nebeneinander auf langen Bänken und so hart, daß wir im Grunde froh waren, wenn wir herausgeholt wurden. Wenn ein Zug mit Verwundeten kam, war es unsere Aufgabe, die Kranken aus den Abteilen zu holen, was oft das Schwerste war, dann wurden sie auf Tragbahnen gelegt und nach dem Lazarett gebracht, das Platz hatte. Darüber führten wir Listen, so daß jeder Bescheid wußte. Handelte es sich um weniger schwer Verwundete, so war alles darauf eingerichtet, in kürzester Zeit Wagen zu bekommen. Eines Nachts hatten wir ein ziemlich aufregendes Erlebnis. Es kam ein größerer Transport als gewöhnlich mit Leichtverwundeten, die meisten davon Turkos und andere interessante Farbige. Man überließ sie uns ohne irgendwelche Bewachung; wir sollten selber auf sie aufpassen und sie nach einem neuen Lazarett in einem Lokomotivschuppen verbringen, der ziemlich weit fort lag. Wir requirierten drei große Möbelwagen, da unter den Verwundeten mehrere Fieberpatienten waren, die man dem Regen und Wind nicht aussetzen durfte. Es regnete in Strömen und war stockdunkel; wir hatten Mühle, die Laternen bei dem starken Sturm brennend zu erhalten. Als wir die Riesentrafen von Wagen trotz der heftigsten Proteste so gut wie möglich besetzt und belegt hatten, nahm in jedem Wagen einer von uns den äußersten Platz ein, um unter all diesen gestikulierenden, ganz munteren und wüthigen Passagieren etwas Ordnung zu halten. Wir sollten über eine Brücke, aber in der Dunkelheit verfehlte der Kutscher den Weg, und mit einemmal rutschte der Wagen nach dem Wasser herunter, glücklicherweise ohne umzukippen, aber es gab einen Aufstand mit französischen Flüchen und Schimpfworten, ehe wir die Verwundeten aus dem gefährlichen Wagen heraus hatten. Wir versuchten, ihn wieder heranzuholen, aber trotzdem wir alle Pferde zur Hilfe hinten an den Wagen spannten, war es doch unmöglich, ihn fortzubewegen. Das Schlimmste war, daß er den andern den Weg versperrte, so daß wir schließlich keine Wahl hatten, wir mußten die Hälfte von uns nach Tragbahnen und wollenen Decken schicken und mehr Hilfe von dem Hauptquartier in der Stadt verlangen, um nach und nach die armen, zitternden und frierenden Zuaven, die im ganzen genommen währenddessen äußerst liebenswürdig gewesen waren, nach dem Lazarett zu bringen. Dort erwarteten uns neue Schwierigkeiten: die dort stationierten Krankenwärter wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, um Platz zu schaffen; die ganze große Halle war vollkommen besetzt. Indessen erhielten alle gleich warmen Kaffee, und dann wurde Rat geschafft. Diese ganze Expedition fing um zwölf Uhr nachts an, und als wir zu unserer Wache zurückkamen, war es acht Uhr morgens; dabei war das Lazarett nicht weiter als einen Kilometer entfernt.

Zu der Compagnie, bei der ich stand, gehörten auch Otto Sinding, Nießtahl und Konrad Lessing, Lessings zweitjüngster Sohn, der

damals mein Schüler auf der Kunstschule war. Viele Bülge wurden nach Frankreich geschickt, um die Feldlazarette zu leeren, und im März 1871 kam die Reihe auch an unsere Abteilung. Wir hatten einen Lazarettzug nach den Dörfern um Belfort zu begleiten, die alle überfüllt waren. Es war eine schöne Reise durch das Elsaß, bei Sonnenschein, Schnee und klingendem Frost. Wir hatten eine ausgezeichnete Küche mit und waren ziemlich vergnügt in den leeren Wagen, aber das wurde anders, als wir das Dorf Dannemarie erreichten, wo wir achtzig Kranke holen sollten. Es lag eine Strecke Weg von der Station entfernt, und niemand wollte uns sagen, wo die Kranken einquartiert waren. Die Bevölkerung benahm sich sehr schlecht, indessen fanden wir bald das Schulhaus, das ganz voll belegt war, Bett an Bett, nur ein schmaler Gang dazwischen. Als wir kamen, entstand große Unruhe. Alle wollten mitgenommen werden, sie flehten und baten: „Nehmt mich mit, nehmt mich mit!“ — die meisten waren typhuskrank und hatten hohes Fieber. Wir konnten die Tragbahnen nicht hereinbringen, mußten also die Kranken in den Sälen heben und in die Wolldecken einwickeln; draußen schneite es währenddessen sehr und in einem Augenblick war die Bahre von Schnee bedeckt. Wenn wir den Zug erreichten, was bei dem hohen Schnee lange Zeit erforderte, zitterte so ein Armster vor Kälte, aber wie glücklich waren sie dann, in die guten Betten zu kommen. Meine Kräfte reichten nicht, um die Bahnen den langen Weg mitzutragen, nach ein paar Versuchen wurde ich daher bei den Wagen stationiert, um bei dem Hereinheben zu helfen. Auf der Rückreise hatte ich für ein Abteil mit Offizieren zu sorgen, von denen die meisten Retonvalezenten waren, nur ein Hauptmann war dabei, dessen beide Beine einige Wochen früher amputiert worden waren. Seine Frau war bei ihm, und die andern Offiziere hatten ihre Putschchen zur Aufwartung, so daß ich es sehr bequem hatte, was weder Sinding noch Konrad Lessing von sich behaupten konnten, die ganze Wagen voll Typhuskranker zu versorgen hatten. Sinding war aber mit der ihm eigenen Freundlichkeit bei seinem schweren Beruf. Die Offiziere sollten alle in Karlsruhe abgeliefert werden, während die meisten andern nach Frankfurt, Kassel usw. bestimmt waren. Der amputierte Offizier und seine Frau flehten mich an, wenn irgend möglich dafür zu sorgen, daß sie nach ihrem Heim in Ostpreußen weiterreisen könnten; sie sagte, daß sein Leben davon abhinge, daß es unmöglich sei, ihn in den Lazaretten ordentlich zu pflegen und ihr wolle man die Pflege nicht überlassen. Vergebens wandte ich mich an unsern Chef; er hatte die strengsten Befehle, sich an die Listen zu halten. Als wir auf dem Karlsruher Bahnhof ankamen, hatte aber gerade unser Hausarzt Dienst, ein liebenswürdiger, ungänglicher Mann, dem meine Frau in Krankheitsfällen immer vorzuschlug, welche Verhaltungsmaßregeln zu treffen seien, und der dann immer sagte: „Ja, ausgezeichnet!“ Ihn nahm ich also beiseite und brachte ihn dazu, nicht vor einer Viertelstunde nach dem erwähnten Offizier zu fragen. Inzwischen wurde der Kranke auf die andere Seite des Bahnsteigs in den Zug gebracht, der weiter fuhr, und die beiden waren glücklich.

Unvergeßlich sind mir die Bilder, welche die endlosen Gefangenentransporte boten, deren Zeugen wir bei den häufigen Bahnhofswachen waren. Besonders traurig war der Eindruck von einigen tausend Mann der Bourbatschen Armee, meist halbwüchsigen Jüngern, in Lumpen und ohne Schuhe, verfroren und ausgehungert, die, ehe der Zug weiter ging, zu essen bekommen und, so gut es ging, mit Kleidern versorgt werden sollten.

Wir hatten ein schmerzliches Erlebnis in unserm engeren Kreis. Professor Diez, der in demselben Haus wohnte wie wir und mit dessen Familie wir in den herzlichsten Beziehungen standen, hatte seit Kriegsbeginn an allen Veranstaltungen zur Erleichterung der Truppen im Felde teilgenommen und es übernommen, Lebensmittel und alles, was sonst von Nutzen sein konnte, einem Armeekorps im Feld zu überbringen, das weit in Frankreich stand. Bei einem anstrengenden Marsch wurde er von einem Schlaganfall getroffen, fiel vom Pferd und starb augenblicklich. Wir waren gerade anwesend, als seine Frau und Kinder diese Nachricht erhielten.

Den Sommer nach dem Friedensschluß verlebten wir in der alten malerischen Stadt Überlingen am Bodensee, zusammen mit dem Düsseldorfer Maler Benjamin Bantier und dessen Familie. Major von Türckheim hatte sich ebenfalls uns angeschlossen, er war mir ein lieber Studentamerab geworden. Besonders interessierten mich die plumpen, aber malerischen Fischerboote und alle dazugehörigen Geräthe, die ferne Alpenkette über der unendlichen Seefläche und die alten Städte an den Ufern. So entzündend diese landschaftlichen Vorwürfe auch waren, gelang es mir doch erst mehrere Jahre später, etwas daraus zu machen. Umso gemüthlicher war vielleicht gerade deshalb das Leben in dem großen Hotelgarten am See zusammen mit frohen Menschen, die kamen und gingen, auch fand ich Zeit zu Ausflügen in die vielen herrlichen, am See gelegenen Orte, nach Lindau, Bregenz, Konstanz und nach der Matna.

Die Frau als Komponistin.

Von F. Schweikert.

Als nachschaffende Künstlerin in der Schauspielkunst und in der Musik hat die Frau, wie zahlreiche Beispiele beweisen, mit dem Manne gleichen Schritt gehalten; schöpferisch ist sie dagegen hinter ihm zurückgeblieben. Diese Tatsache wird als Argument benutzt, der Frau die Fähigkeit, schöpferisch zu gestalten, entweder ganz abzusprechen, oder sie doch als so geringfügig hinzustellen, daß sie als belanglos anzusehen ist. „Komponieren — d. h. in der Musik schöpferisch zeugen, das ist seit vier Jahrhunderten und länger, eine spezifisch männliche Sache, und sie wird es auch in Zukunft bleiben.“ Also spricht der Musikkritiker einer Münchener Tageszeitung. Ginge es nach ihm, so wäre die Frau für alle Zeiten vom musikalischen Schaffen ausgeschlossen. — Nun ist, wie alles in der Welt, so auch die Musik, der Entwicklung unterworfen. Die Betrachtung dieser Entwicklung zeigt, daß die Musik der neuzeitlichen Kulturvölker verhältnismäßig noch recht jung, ihr künftiger Weg noch gar nicht abzusehen ist. Wer kann sagen, wohin er geht und ob nicht an dem weiteren Ausbau der Tonkunst auch die Frau Anteil haben wird? Sehen wir doch um uns! Ueberall regt sich das weibliche Geschlecht, nachdem es die geistige Zwangsjacke, von der es seit Urbeginn eingeschnürt war, abgeschüttelt hat. In überraschend kurzer Zeit hat sich die Frau zu einer ungeahnten Freiheit des Handelns emporgeworfen. Was erlernbar ist, ist auch für sie erlernbar. An Wissen und an Können wird die Frau der Zukunft jene der Vergangenheit um Hauptlänge überragen. Ist sie erst einmal mit gleicher Wehr und Waffen wie der Mann gerüstet, so wird auch sie auf dem Plan der fechtenden Geister Taten vollbringen, denen man Achtung zollen muß. Das kann ebenso gut in den Künsten wie in den Wissenschaften sein. In der Tonkunst besteht für die Frau kein Hindernis, mit dem Manne in die Schranken zu treten; eine Frage ist, ob sie ihm tonndichterisch so nahe kommt, daß sie sich mit ihm messen kann, ob ihre Seele jenen Schwung gewinnt, der ihr den Flug zu den Höhen ermöglicht, wo die Schöpfungen unserer Tonhéroen im Lichte geboren sind.

Unrecht ist, der Frau musikalisch-schöpferische Phantasie abzusprechen. Es ist nicht einzusehen, weshalb sie, die doch sonst als besonders phantastisch gilt, nach dieser einen Richtung hin steril sein soll. Haben wir nicht Wortdichterinnen genug, deren Schöpfungen von lebhafter, ja glühender Phantasie getragen sind, und die die Fülle ihrer Gesichte in einer ihnen eigenen Sprache zu packender Anschaulichkeit zu bringen wissen? Warum sollen nicht auch Tondichterinnen erstehen, deren Seelenregungen sich zu Kunstgebilden formen, die in ihrem Werte unbestritten und von Dauer sind? Erforderlich ist allerdings die nötige Kraft zu solcher Formenbildung, die ein Eigenes kennzeichnet. Aber diese Kraft wächst mit dem Können, und am Können hat es bisher den meisten komponierenden Frauen gefehlt. Die Wenigsten sind bis an das Ende ihrer musikalisch-technischen Durchbildung vorgekommen. So mag es sein, daß sie manchmal Schönes und Wertvolles hätten sagen können, es aber nicht vollkommen künstgerecht zu sagen wußten.

Die Frau empfindet anders als der Mann. Wie jede echte Musik ihre Quelle in der Welt der Empfindungen hat und der Geist als gedankenordnend und formbestimmend hinzutritt, so spiegelt sich diese Welt in des Schaffenden Werken. Das dunkle und geheimnisvolle Weben der Seele tritt in ihnen zu Tage. Es ist zu entschleiern, wird der fein organisierten weiblichen Psyche Ueberwindung kosten. Das kann zu Hemmungen führen, die den schöpferischen Prozeß beeinträchtigen. Beim Manne, der auch künstlerisch sich rückhaltlos auszuleben gewohnt ist, fallen solche Hemmungen weg. Sein Schaffensgebiet ist unbegrenzt. Einzelne, besonders starkgeistige und willenskräftige weibliche Naturen werden die Grenzen, die der Frau als Komponistin in der Regel gezogen sind, überschreiten. Die Ursachen dieser Grenzen sind in dem vorwiegend Gefühlsmäßigen des Wesens der Frau zu suchen. In ihren tonndichterischen Emanationen wird das Zartheit, Weiche, aber auch Verjüngliche, Beschauliche häufiger zum Ausdruck kommen, als das Stürmische, leidenschaftlich Bewegte. Ihr Schaffen wird selten auf dem Gebiete des Dramatischen, um so mehr dagegen auf dem des Lyrischen zu finden sein. Das schließt nicht aus, daß sie sich nicht nur im Lied, sondern auch in den großen Instrumentalformen, ja sogar in der Oper mit Erfolg betätigen kann.

In unserer nervös überreizten Zeit will Vielen nur das als geistig bedeutend erscheinen, was sie innerlich aufwühlt. Die so empfinden, kennen nicht das beglückende Gefühl, das einem von echter Herzenswärme durchtränkten musikalischen Kunstwerke ausströmt, das sich äußerlich nicht anspruchsvoll gibt, dafür aber aus desto tieferem Grunde emporsteigt. Sollte die Frau ihrem ganzen Wesen nach nicht berufen sein, Urheberin eines solchen

Kunstwerks zu werden? Vorerst wird sie freilich mehr Zweifel, denn Glauben begegnen. Deshalb gilt es für sie die befreiende Tat zu vollbringen, eine Tat, die alle Zweifel an ihrer schöpferischen Begabung niederschlägt. Hat sie diese getan, das Vertrauen zu sich selbst gefestigt und die absolute Selbstsicherheit erlangt, dann wird auch die Frau als Komponistin ehrenvoll neben dem Manne bestehen.

Aus der Baugeschichte von Schloß Gottesau.

Nach einem Vortrag von Prof. Johannes Müller im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein.

Kloster Gottesau ist eine Stiftung des Grafen Berthold von Hohenberg, vermutlich eines Angehörigen des in dieser Gegend reich begüterten Geschlechtes der Grafen von Calw, der sich nach der in der Nähe von Durlach und Bergshausen gelegenen Burg Hohenberg — dem heutigen Turmberg — benannte. Die Gründung selbst erfolgte im Jahre 1094; die ersten Mönche stammten aus dem Kloster Hirsau. Wechselvoll waren die Geschicke des Klosters; schlechte Zeiten wechselten mit guten in rascher Folge ab. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war Gottesau in seinen äußeren Umständen so heruntergekommen, daß Markgraf Rudolf V. sich veranlaßt sah, dem Kloster in der Person des Ratenbruders Johannes Abschal einen Verwalter zu setzen, dessen energischer Persönlichkeit es auch gelang, das Kloster wieder in die Höhe zu bringen. Seine größte Mühe erlebte Gottesau um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert; nach einer allerdings unverbürgten Nachricht sollen sich damals seine Einnahmen auf einen Dukaten in der Stunde belaufen haben. Schwer litt das Kloster im Bauernkriege; es wurde von den aufständigen Bauern überfallen, ausgeplündert und zum großen Teil niedergebrannt. Von diesem Schicksal hat es sich niemals mehr erholt, so daß die Landesherrn, um eine völlige Auflösung des Klosters zu verhüten, sich genötigt sahen, dessen Verwaltung zu übernehmen. Als Markgraf Karl II. im Jahre 1556 die Reformation in seinen Landen einführte, hatte auch die letzte Stunde des Klosters geschlagen; es wurde aufgehoben und die Klostergüter eingezogen; die letzten Mönche siedelten nach dem Reichsstift Ochsenhausen über.

Von den alten Klostergebäuden hat sich nichts bis auf unsere Tage erhalten; was wir von den Bauten und der Baugeschichte des Klosters wissen, beschränkt sich auf einige wenige gelegentliche handschriftliche Mitteilungen und ganz geringfügige Reste von Bauteilen. So ersehen wir aus einem heute noch erhaltenen Wappenstein des Abtes Johannes Trigel, der bei den späteren Bauten wieder Verwendung als Türsturz fand, daß dieser Abt nach der teilweisen Zerstörung der Gottesau im Bauernkrieg sich um die Wiederherstellung der Klostergebäude bemüht hat. Bei der Teilung der badischen Lande unter die Söhne des Markgrafen Karl II. war Gottesau in den Pforzheimer Anteil des ältesten Sohnes, des Markgrafen Ernst Friedrich, gefallen. Aufgewachsen am Hofe seines Schwagers, des Herzogs Ludwig von Württemberg, hatte das dort herrschende Leben und Treiben bleibende Eindrücke in ihm erweckt und ihn wohl auch mit der damals gerade in Stuttgart herrschenden Baulust erfüllt. Der Bau des neuen Lusthauses in Stuttgart, namentlich aber die Erbauung des Lustschlosses in dem Klosterbezirk von Hirsau durch Herzog Ludwig von Württemberg haben sicherlich in dem jungen Markgrafen den Wunsch geweckt, in Gottesau etwas Ähnliches zu versuchen. So entstand in den Jahren 1588—1591 bzw. 1604 das heute noch erhaltene, aber leider nur als Torso auf uns gekommene Lustschloß zu Gottesau. Im Jahre 1588 begannen die Bauarbeiten mit der Fundamentierung eines 50 Meter langen und 14½ Meter breiten Baues mit zwei runden Ecktürmen an der südlichen Schmalseite und unter Benützung der Umfassungswände des großen kreuzgewölbten Kellers eines mittelalterlichen Klostergebäudes. Im folgenden Jahre wurde die an die Nordseite des Neubaus anschließende alte Klosterkirche abgebrochen, der Bau hier gegen Norden um ein Feld von 5½ Meter Länge verlängert und ebenfalls mit zwei, den an der Südseite angebrachten Türmen entsprechenden Ecktürmen geschmückt; 1591 der Treppenturm in der Mittelachse der langen Hofseite in Angriff genommen und bis zum dritten Stockwerk durchgeführt. Im Jahre 1591 war der Hofbau einschließlich der Dachdeckerarbeiten und einiger Nebenbauten (Schweizerhaus, Scheuern) vollendet. Es war dabei nicht ohne allerhand Schwierigkeiten abgegangen; zeitweilig herrschte ein empfindlicher Mangel an Maurern und Steinmetzen, und wiederholt mußten Streitigkeiten zwischen den Steinmetzen und Ballierern beigelegt werden, so daß der Markgraf sich sogar genötigt sah, am dem 28. April 1589 eine eigene Ordnung der Steinmetzgesellen aufzustellen und deren strenge Befolgung einzuschärfen.

Ueber den äußeren und inneren Ausbau des Schlosses sind wir nur mangelhaft unterrichtet, da eingehende Beschreibungen und Pläne aus der Zeit seiner Erbauung nicht erhalten sind, und von dem alten Zustand sich nur außerordentlich wenig bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Aus den Bauakten und später angefertigten Lageplänen läßt sich jedoch trotzdem eine Reihe von Einzelheiten gewinnen. Danach besaß der erste Bau im Gegensatz zu dem nur zweistöckigen Gebäude, das wir heute noch sehen, ursprünglich ein drittes Stockwerk, und darüber zeigten im Dachstoch die vier Ecktürme noch ein viertes Geschloß. Aber nicht allein die Höhe, sondern insbesondere auch die Gestaltung der Fenster in den drei Stockwerken des Langbaues war eine ganz andere, als sie sich heute darbietet. Sie war übereinstimmend mit den Fenstern, wie sie sich noch an den vier Ecktürmen und insbesondere an den drei Stockwerken des Mittelsturms erhalten haben, nur mit dem Unterschiede, daß die Fenster des Langbaues nicht wie die der Rundtürme zweiflügelig, sondern dreiflügelig waren. Ueber das ursprüngliche Aussehen der Fassade war bisher so gut wie nichts bekannt. Bis Dr. Hans Rott im Jahre 1917 ein Blatt aus dem Baumeisterbuch des Wolf Jakob Stromer in Nürnberg veröffentlichte, das nach seiner gut begründeten Ansicht einen Fassadenteil des Gottesauer Schlosses darstellt. In der Tat stimmen so viele Einzelheiten dieser in dem Baumeisterbuch nicht näher bestimmten Fassade mit solchen an den gleichen Stellen der Gottesauer Turmfenster überein — die Anstufung der Fenstergewände und Mittelpfeiler im ersten und zweiten Stock, die Verdachung der Fenster, die Konsolsteine der Fensterbänke im dritten Stock, der fast ganz gleiche ornamentale Schmuck der Postamente und des Säulenschafts und der Pfeiler der Bogenstellung, die Ausbildung der Bogenköpfe ebenfalls im dritten Stock usw., daß die Wahrscheinlichkeit eines unmittelbaren Zusammenhanges zwischen der Fassade des Renaissanceschlosses und dem Blatt des Stromerschen Baumeisterbuches fast zur Gewißheit wird, wobei man es dahingestellt sein lassen kann, ob das Blatt das Vorbild zum Entwurf des Baumeisters gewesen ist, oder ob es nur eine Nachzeichnung nach dem schon ausgeführten Original darstellt. Ueber dem dritten Geschloß bildete dann eine aus Fuß- und Brustgeißeln bestehende Galerie den oberen Abschluß der Fassade; geschmückt war diese Galerie mit einer Anzahl von auf den Pilastern des Fassadengerippes stehenden Figuren, durch die die künstlerische Wirkung der Fassade um ein bedeutendes erhöht wurde. Leider wissen wir nicht, was diese Figuren darstellten; nur so viel läßt sich aus den Akten feststellen, daß ihr Verfasser der schlesische Bildhauer Matthäus Krauß aus Schweidnitz war, der schon vorher bei der künstlerischen Ausschmückung des neuen Lusthauses in Stuttgart mitgewirkt hatte; von dort hatte ihn Markgraf Ernst Friedrich berufen, um ihm die Ausführung der sämtlichen Bildhauerarbeiten am Äußeren und im Inneren des Gottesauer Schlosses zu übertragen. Den ganzen Bau bedeckte ein merkwürdigerweise nieder ausgebildetes Dach, an welches sich an den vier Ecken die welschen Hauben der Rundtürme angeschlossen, während die welsche Haube des Mittelturmes sich dem auf der durchgehenden vorderen Langwand erstellten kleinen Giebel anschmiegt. Bezüglich der inneren Ausgestaltung des Schlosses läßt sich aus den Akten und vorhandenen Plänen unschwer feststellen, daß der große Saal und die Tournis im ersten Stocke lagen, jener vier, diese drei Felder lang; d. h. bei einer lichten Breite von 11,35 Meter war der Saal etwa 22,70 Meter, die Tournis etwa 15,20 Meter lang; die lichte Höhe betrug bei beiden 5,60 Meter. Der kleine Saal war über der Tournis im zweiten Stocke gelegen und wohl gleich dieser 15,20 Meter lang bei 11,75 Meter lichter Breite und 5,10 Meter lichter Höhe. Im übrigen waren der zweite, wie auch der dritte Stock durch Mauerwände in kleine Wohngemache und Kammern abgeteilt. Die künstlerische Ausstattung der Innenräume und namentlich der Haupträume scheint eine sehr reiche gewesen zu sein; nicht weniger als 13 Jahre lang, von 1591—1604 arbeiteten zahlreiche Kunsthandwerker und Künstler an der inneren Ausschmückung des Schlosses. Die Hauptarbeit leistete der Kunstschüler Endrich Jäger von Ulm, der unter anderem die große Saaldecke fertigte. Die 22 Felder der Decke wurden mit Malereien ausgefüllt, die nach den Vorschlägen des Durlacher Superintendenten Conrad Jennich Szenen aus der biblischen Geschichte darstellten. Für die Ausführung der Malereien wurde der Frankfurter Perspektivmaler Heinrich von Stauwed gewonnen, über dessen Arbeiten wir im Einzelnen nicht unterrichtet sind; daneben wird ein Maler Hans Kern von Pforzheim genannt.

Ein eigenartiges Schicksal schwebte über Markgraf Ernst Friedrichs Neubau, der niemals vollendet und niemals den Zwecken dienlich gemacht wurde, für welche er ursprünglich bestimmt war. Bereits 1594 starb der bauleitende Architekt, und mit ihm die Seele des ganzen Unternehmens. Der Markgraf selbst scheint, bestimmt durch innere und äußere Vorkommnisse — Uebertritt zum Calvinismus, Geisteserscheinungen in Gottesau während seines dortigen Aufenthaltes — die Lust an der weiteren Fortführung des Baues verloren zu haben. Als er, erst 44 Jahre alt, 1604 starb

waren jedenfalls die Arbeiten noch nicht vollendet und wurden von seinem Bruder und Nachfolger Georg Friedrich gänzlich eingestellt. Aus der Folgezeit besitzen wir nur spärliche Nachrichten zur Geschichte des Schlosses. Auf Grund des Restitutionsedikts von 1629 fielen im Jahre 1630 Dachsenhausener Mönche in den Besitz der Gebäude. Aus ihren Berichten wissen wir, daß das Schloß damals schon beinahe den Anblick einer vollständigen Ruine darbot. Ihres Bleibens war übrigens nicht lange, bereits 1648 ging die Gottesau wieder endgültig in den Besitz des Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach über, ohne daß für die Wiederherstellung der Gebäude mehr als das allernotdürftigste geschah. 1689 wurde das Schloß durch die Franzosen völlig zerstört und ausgebrannt. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde der Bau dann durch den Markgrafen Karl Wilhelm wahrscheinlich zweistöckig, die Türme dreistöckig, als Speicherbau wieder errichtet, und unter anderem eine Branerei in demselben eingerichtet. Auch dieser Bau ging bereits nach kurzem Bestande im Jahre 1735 bis auf die Umfassungsmauern des Langbaues, die fünf Türme und die Giebel der Schmalseiten in Flammen auf. Bei dem in den Jahren 1741—43 unter der Leitung des Karlsruher Baumeisters Johann H. Arnold erfolgtem Wiederaufbau hat das Schloß im großen und ganzen die Gestalt erhalten, die es heute noch zeigt. Es bildete in der Folgezeit den Mittelpunkt eines ausgedehnten Kammergutes, welches der Reihe nach den verschiedensten Zweigen der Landwirtschaft diente. So insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Schweinezucht und um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert der Schaafzucht. Nach einem Plane von 1740 enthielt das Schloß in diesem Jahre in seinen unteren Stockwerken Wohnungen, im ersten Obergeschloß durchweg Speicher, im zweiten Obergeschloß einen großen Saal und eine fürstliche Sommerwohnung, im Dachraum und über dem Kehlgebälk wieder Speicherräume. 1818 ging das Schloß in den Besitz der Militärbehörde über und wird seither zu militärischen Zwecken (Kaserne) verwendet.

Nach dieser Uebersicht über die Baugeschichte und die späteren Schicksale des Gottesauer Schlosses bleibt nur noch übrig, mit einigen Worten auf die Frage nach dem Baumeister des Schlosses einzugehen. Als solcher kommt nach Ausweis aller einschlägigen Quellen, lediglich der Straßburger Ballierer Paul Murer in Betracht. Aus Zürich kommend, hatte er sich 1583 in Straßburg ansässig gemacht und 1586 dort das Bürgerrecht erworben. Seit 1584 war er auf dem städtischen Bauhof angestellt und beteiligte sich in den nächsten Jahren unter der Leitung von Johannes Schöch an dem Bau des alten Rathauses und der großen Mergel in Straßburg. Als sich dann im August 1588 Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach an Schöch wandte mit der Bitte, ihm für seinen projektierten Neubau eine Visterung anzufertigen, empfahl ihm dieser, da er selbst keine Zeit hatte, Paul Murer. Bereits im Februar des folgenden Jahres erscheint Murer dann als markgräflicher Diener; im März 1589 wird er in den Akten zum erstenmal ausdrücklich als Baumeister bezeichnet und leitet von da ab sämtliche Bauarbeiten, schließt die Verdinge ab und hält Abrechnungen mit der markgräflichen Kammer. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Beendigung des Baues zu erleben, denn er starb bereits 1594. Er hat uns in dem Gottesauer Schloß aber eine außerordentlich tüchtige Probe seines Könnens hinterlassen, die es uns bedauern läßt, daß wir nicht mehr von seiner Tätigkeit wissen. In seiner Gesamtheit betrachtet, zeigt uns auch das Gottesauer Schloß jenen Rhythmus der Massen, von dem Klugler und Lübke sprechen, in dem wechselvollen Spiel, der sich der Breite und der Höhe nach ausdehnen wollenden Fassadenteile, seitlich zusammengefaßt durch die aufstrebenden Ecktürme, nach oben begrenzt und doch wieder aufgelöst durch die Galerie mit ihren Figuren und das leichte Dach; ein sinnfälliges Bild der umgebenden Landschaft. Der Gesamteindruck wird in dieser rhythmischen Wechselwirkung dann noch verstärkt durch die Farbe des Materials, die sämtlichen Architekturglieder und Fenstergestelle sind aus rotem Sandstein der Brüche in Gröbgingen, Ruppurr und Durlach hergestellt; die Pfeilerköpfe, die hinzuzudenkende Quadrierung und der ornamentale Schmuck der Bogenfelder aus grünlichem Trachmarmor. Bei der Frage nach der engeren architektonisch-stilistischen Zugehörigkeit des Baues fällt uns sowohl im Aufbau als in Einzelheiten der Fenster und Profilierungen die Verwandtschaft auf, in welcher das Gottesauer Schloß mit dem zeitlich einige Jahre älteren Rathaus in Straßburg und dem nur ein Jahrzehnt jüngeren Friedrichsbau in Heidelberg steht. Bei den engen Beziehungen Murers zu Straßburg und zu Schöch liegt die Annahme außerordentlich nahe, daß Johannes Schöch auf Murer bei der Aufertigung seiner Pläne einen gewissen Einfluß ausgeübt hat; doch läßt sich genaueres hierüber nicht feststellen. So bildet das Gottesauer Schloß in seiner ursprünglichen Gestalt das mittlere Glied einer kleinen, aus der Straßburger Schule hervorgegangenen Reihe von Bauten echter „deutscher“ Renaissance.

Der Totenacker.

Von Hugo Wiedebach-Boischützky.

Ganz zufällig blieb ich stehen. — Ein schwammiges Nieselregnet von schmutzigem Schnee lag mir im Weg. Und das war gerade hinter dem Totenacker.

Blaue Föhnwolken strichen über die Höhen mit sturmträchtigen Leibern. Und die Tannen der Höhe vor mir rissen in die dunklen Schleier ein gelbes Leuchten... Da glitt ich hinein in das selig, hochaufliegende Lodern. Und in diesem Lodern, gerade im Blick meiner Augen schwammen die Kreuze des Totenackers... schwammen fern, ganz fern die Alpenkronen. Weißer Staub lag über ihren Ranten und Zaden. — Sie sahen aus ihrem Goldkranz hinunter zu den Toten vor mir. — Sie sahen mir in's Gesicht. Ich konnte meine Hand bedecken über die Toten und die weithohen Felsen... ich brauchte nur den Arm zu strecken... — Hörte ich das Singen der Ewigkeit in dem flammenden Himmelsstück? — Glühten die Gedanken der Gewesenen vor mir hinüber zu den weißen Zeugen ihrer hellen Tage?

O — schwerer Tröst, unter Euren Augen zu ruhen!
Ich möchte einst in keinem anderen Flecken der Heimatde schlafen.

Eure Augen — Ihr Mächtigen! — sollen meine Augen schließen.

Eure Augen — Ihr Ewigen! — will ich auf meinem Hügel fühlen.

Draußen im Tal schlug ein Hund seine lebensklare Stimme in den Wind — und ein Surren von Flügeln zwitscherte über den rinnenden Schnee.

Ich hob meinen Arm und legte meine Hand über den breiten Strahl auf den lodenden Schroffen... und sie deckte auch Euch Tote im schmutzigen Schnee der Heimat.

Meine Hand war rot vom Golde der Ewigkeit.

Meine Hand war dunkelblau von den stillen Gedanken der Toten unter ihr.

Frühling.

Skizze von Hermann Essig t.

Zwei Mannen hockten in einem frostigen Quartier. Sie sprachen wenig und hantierten rauch um ihr Feuer. Wärme und Nahrung, daß sie den Winter aushielten, waren ihre Arbeit. Ihre Gedanken blieben hinter den Stirnfurchen verborgen.

Vor der Behausung schaukte der Winter. Er war hart und kalt, sie fürchteten ihn und verschlossen sich vor ihm. Mit finsternen Gesichtern trugten sie ihm durch kleine Fensterscheiben. Mit Born und Wut blickte er wieder herein. Er sah das Feuer und auf dem Tische eine warme Suppe. — Wenn er nur nicht die Tür aufreißt, murmelten die Männer und aßen. Da er vom Fenster wegging, sahen sie vom Tische aus den blauen Himmel.

War die Sonne immer noch nicht heiß? Hatte sie denn die Herrschaft über den Erdball ganz verloren? Sie stand schon wochenlang oben und wärmte doch nicht. Hatte sie, weil die Menschen so schwer sich versündigten durch Blut und Mord, die Freude zur Kraft verloren?

Anders war's nicht möglich. Sonst wärmten im März ihre Strahlen am Main über der Hütte verborgene Beisthen.

Sie durften es nicht laut sprechen, an der Hüttentür raunte der Winter.

Sie führen mit den Köpfen hoch, jetzt hatte er sie geöffnet, dann riß er ihnen das Feuer vom Herde und warf ihnen die Suppe vom Tische! Einer sprang vom Stuhle auf und packte die Tür, daß er sie dem Winter wieder aus der Hand riß. Aber da stand eine junge Frau draußen. — Als sie den Mann sah, trat sie herein. Die Tür wurde zugemacht.

Sie wußten nicht recht, was sie von ihnen wollte. Sie blieb bei ihnen und half. Es war besser jetzt. Sie vergaßen oft das Herdfeuer und froren trotzdem nicht. Das kam von der Frau, dem Vorfrühling. Sie beschäftigte die Gedanken.

Eines Tages sah einer durch das kleine Fenster. Der Winter war ja gar nicht mehr draußen! Könnte man nicht die Türe öffnen? Laßt sie noch zu, sagte ihnen die Frau. Sie folgten wie gehorsame Kinder.

Warum aber war sie zu ihnen gekommen? Wahrscheinlich hatte sie sich zu früh auf den Weg gemacht und war dem Winter in die Hände gelaufen. Sie sah ja auch so frühlingsmäßig aus. Sie freuten sich, daß sie ihr Schatz gegeben hatten.

So war es gewesen, denn die junge Frau trug nur einen Mantel. Wenn sie am Herde stand und heißes Essen kochte, mußte sie ihn zurückschlagen, dann konnte man sie erkennen.

Oft ließ sie das Feuer ausgehen, immer wenn sie zu tritt am Tische saßen und aßen. Da hatte sie so schöne Augen, und die sechs Augen spielten und redeten untereinander. Es mußte doch längst Frühling draußen sein!

Aber sobald einer an die Tür gehen und sie öffnen wollte, zog sie ängstlich den Mantel eng zusammen. Das hatten sie beide ungern und vergaßen darum die Tür.

Gewiß hatten sie den Frühling eingefangen, und es gefiel ihm in ihrer Hütte bei ihnen. Es war so lieblich, durch seinen Mantel

zu sehen. Wie wäre es, dachten sie, wenn man ihn ihr auszubere. Sie spielten mit so eifrigen Augen, und auf einmal griffen auch ihre Hände.

Das hätten sie nicht tun sollen!

Die Tür sprang auf, und die junge Frau wollte hinauslaufen. Die beiden Männer sahen sich bestürzt an.

Der Frühling entsprang ihnen?!

Nein, an der Schwelle blieb sie stehen und kehrte ihnen den Rücken. Der Mantel entfaltete sich weit und sie reckte die Arme aus. Neugierig guckten die Männer. Da kam aus der hellen Sonne jemand entgegengerannt. Ein Mädchen.

Oh, jetzt merkten sie, das war erst der Frühling. Mit was war sie bekleidet? Das war gar nicht auszudrücken. Wie jung und feurig war sie. Sie stürzte mit einem innigen Kusse auf die junge Frau zu, daß sie sich unter den Gewändern zusammenschlugen.

Und nun, wie sollten sie das liebliche Geschöpf begrüßen?

Mit den Händen, mit denen sie nach dem Mantel hatten greifen wollen?! — Sie schlug die Augen zur Seite erst, dann sah sie ihnen ins Gesicht. Die junge Frau gab ihnen des Mädchens zarte Hände hin. Da wagten sie, danach zu fassen. Jetzt hatten sie die schönste Gestalt. Das Frühlingmädchen lachte mit heller Freude auf.

Und welchen Mutwillen trieb sie! Sie machte die Fenster auf und goß Wasser ins Feuer. Und es wurde dadurch wärmer in der Hütte.

Jetzt war es Frühling geworden! Die Männer kriegten bella Stirnen. Die junge Frau und das Mädchen blieben bei ihnen, und wenn die Sonne aufging, entfalteten sie die Gewänder, und wenn sie unterging, fielen den Männern die Augen zu.

Da wußte nun der Frühling des Nachts, daß er eine junge Frau wurde. Das lehrte sie die zu früh Aufgestandene. Mit bleier Schwester verband sich das Mädchen seit dem innigen Kusse. Und in beiden keimte die Liebe. Als sie ganz erblüht war, waren es zwei gleich schöne Schwestern. Da durften die beiden Mannen die Augen aufschlagen und sie ansehen.

Sie blieben wie gebendet. Die ganze Erde hatte sich über Nacht verwandelt. Die Sonne hielt sie mit heißen Armen umfassen. — Frühling war geworden.

Und Frieden war in der Hütte. Wer fragte den andern nach dessen Besitz? Die Liebe war ohne Streit und Irrung.

Osternacht in den Bergen.

Von Max Biltrich.

In lauen Strömen donnert vom Süden
Der Sturm und will seine Berge schauen
Und reißt die glühende Decke von blauen
Höhen und orgelt den letzten Müden
Grüße zu Tal.

Und als die eifigen Panzer sprangen,
Erwachten darunter schlafende Lieder,
Die hatte der letzte Wandrer dem Berge
Gejauchzt, und der Schneesturm, der grimme Scherge,
Hatte sie heulend eingefangen.

Nun brausen die frischen Bäche und bringen
Mit sich das auferstandene Singen:
Brüder, wir schweben
Zu neuem Leben
Aus bänglicher Haft!

Und die Schollen im Tal erzittern
In der Ströme lauten Gewittern,
Und das Ohr lauscht in die gährende Nacht,
Geheimnisvollen Bericht zu hören.

Da entsteigen die Lieder in heiligen Chören
Wieder den Wassern: Er ist erstanden!

Und in des Morgens Dämmerpracht
Sticht jubelnd über dem Höhenmoor
Die Heidelerche ihr Lied in den Chor:
Hebt die Schwingen im Reich der Klagen!
Der für Euch alle das Kreuz getragen,
Er trat siegend aus Todes Banden!

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. S.